



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen aus der Kriegsgefangenschaft in den Jahren 1870 und 1871 :
(Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Geschichte der bisher unbekanntem Geschlechter, die jahrhundertlang im stillen gewirkt und geschafft haben, zur Erweiterung der allgemeinen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte bei, auf die heute so großer Wert gelegt wird.

Ebenso wenig wie diese falsche Scham darf den Familienforscher aber auch umgekehrt der andre Vorwurf anfechten, den man ihm wohl in der Presse gemacht hat, daß es die bürgerlichen Familien dem Adel gleich tun wollten, daß man damit eine neue Aristokratie, einen neuen Geburtsstand hervorbringen, eine Geldaristokratie heranzüchten wollte. Im Vorworte zum neunten Bande des Körnerschen Handbuchs ist dieser Vorwurf mit folgenden Worten abgetan worden: „Echter Adel ist nur dort vorhanden, wo es einen Stamm überlieferter Ehr- und Sittenbegriffe, wo es eine Familienüberlieferung und ein einheitliches bewußtes Wollen innerhalb der Sippe gibt. Eine neue Aristokratie kann daher nur dann entstehen, wenn bestimmte Familiengruppen, die nicht zur alten Aristokratie gehören, in dem, was das edelste im Adel ist, ihm gleichkommen, im Adel der Gesinnung und des Handelns, im Stolz auf die Familie, im Festhalten an der Erinnerung an die Vorfahren und in dem Bestreben, den ererbten Namen rein und fleckenlos zu erhalten und zu seinem Glanze und seiner Macht als eines von vielen Gliedern desselben Bluts und derselben Sippe beizutragen, soviel ein jeder vermag. Sene alte Aristokratie wird einen Mitbewerber — keinen Nebenbuhler — nur dann finden, wenn echter Bürgerstolz und echter Bürgerfönn im Streben nach den höchsten Gütern ihr zur Seite tritt. In Ehren erworbnen Reichthum, durch Generationen vermehrtes Vermögen und Wissen wird den bürgerlichen Geschlechtern Macht geben, wenn sie ihre Gediegenheit und ihr Selbstbewußtsein bewahren.“

Das sind beachtenswerte Worte in unsrer hastigen, nach materiellem Gewinn und Wohlleben jagenden Zeit, wo so viele nur für gutes Essen und Trinken volles Verständniß haben, alle idealen Bestrebungen mitleidig belächeln und das so oft mißverständne Schillersche Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ ausschließlich auf die reiche Erbschaft beziehen, die ihnen Gesetz und Testament gesichert haben, und darüber der „Väter“ selbst vergessen.

R. Krieg



Erinnerungen aus der Kriegsgefangenschaft

in den Jahren 1870 und 1871

(Schluß)

Im Hotel du Nord habe ich bis gegen Ende des Dezembers gelebt, danach bezog ich eine chambre garnie. Wir hatten im Hotel zu je zweien ein unheizbares Schlafzimmer, außerdem war den dort wohnenden deutschen Offizieren zusammen ein Salon zur Verfügung gestellt, wo man den größten Teil des Tags zubrachte. Unser Leben spielte sich anfangs im allgemeinen in der Weise ab, daß man bis gegen zehn Uhr im Bett lag, danach sich gegen elf Uhr zum gemeinsamen déjeuner im Salon zusammenfand, dann weiter dort blieb und mit verschiedner Beschäftigung,

wie Lesen, Brieffschreiben usw., oder Unterhaltung, Kartenspiel, Domino, Klavier und anderm die Zeit hinbrachte. Um sechs Uhr folgte das gemeinsame diner, und danach wurde der Abend in derselben Weise verlebt, bis man gegen Mitternacht wieder sein Lager aufsuchte. Einige Besorgungen waren ja gelegentlich zu machen, sonst aber beobachteten wir zunächst diese Ordnung streng, obgleich wir manchmal, wie ich eines Tages in mein Tagebuch geschrieben habe, „die Zeit kaum tot zu kriegen“ wußten. Als dann nach anfänglicher Kälte in der Mitte des Dezembers das Wetter wieder milder wurde, wagten wir es auch, einige etwas größere Spaziergänge durch die Stadt und die nächste Umgebung zu machen, wobei wir Neulinge den Mangel eines Zivilanzuges einigermaßen dadurch zu verdecken suchten, daß wir einen geliehenen Paletot oder einen Regenmantel über die Uniform zogen und einen Hut aufsetzten. Groß war die Freude, als kurz vor Weihnachten das gewünschte Geld eintraf, und nun bürgerliche Kleidung gekauft werden konnte. Von da an machte man, soweit das Wetter es irgend erlaubte, Spaziergänge zu den verschiedensten Tageszeiten, konnte sich dadurch das Leben abwechslungsreicher gestalten und mehr der Gesundheit entsprechend leben. Denn nach dem so bewegten und aufreibenden Leben im Felde bekam das notgedrungen stille Leben und der Mangel an ausreichender Bewegung den meisten von uns nicht recht, zumal da die Beköstigung recht gut war. Sie bestand beim Dejeuner aus vier Gängen, zweimal Fleisch (manchmal in Form von Ragouts, wozu namentlich oft Lapins verwandt wurden), je einmal Gemüse und pommes de terre frites oder rôties, alles nach französischer Sitte, an die wir ja längst gewöhnt waren, einzeln serviert. Beim Diner kam noch eine Suppe und als Nachstück Obst hinzu. Zu jedem Couvert gehörte bei beiden Mahlzeiten eine Flasche leichten und einfachen aber ganz trinkbaren Landweins. Dafür und für das vorher beschriebne Logis bezahlte man täglich vier Franken, also einen gewiß nicht zu hohen Preis, zumal da gut gekocht und von allen Speisen reichlich gegeben wurde. Zimmerhin überstieg schon die Bezahlung hierfür den monatlichen Sold, der uns mit hundert Franken vom französischen Gouvernement gezahlt wurde, und man hatte doch das Bedürfnis, zwischen dem Dejeuner und dem Diner noch einmal etwas zu genießen, wenigstens zu trinken; den langen Abend konnte man auch nicht immer „trocken sitzen,“ man war gewohnt zu rauchen, bekam aber natürlich keine „Liebeszigarren“ mehr geliefert: also war auch für das tägliche Leben noch ein großer Geldzuschuß notwendig.

Die Stadt Le Puy, die alte Hauptstadt der Landschaft Belay, liegt ungefähr in derselben nördlichen Breite wie Turin und Mailand; sie liegt aber zugleich schon so weit im Gebirge — den Ausläufern der Cevennen und dem Quellgebiete der Loire — und so hoch (etwa 600 Meter über dem Meerespiegel), daß es winterlich kalt war, als wir hinkamen, viel kälter als in der Nähe von Orleans, wo wir doch auch schon Schnee und Frost erlebt hatten. Nachher trat dann wieder milderer Wetter ein; aber gegen Weihnachten begann, wie damals ja im ganzen westlichen und nordwestlichen Europa, eine überaus strenge Kälte; im Neujahr hatten wir einige Tage 22 Grad Celsius. Im Laufe des Januars wurde es allmählich milder, und der Februar war schon ein reiner Frühlingsmonat. Infolge der hohen Lage war die Luft im allgemeinen rein und klar, also das Klima recht gesund. Das mag dazu beigetragen haben, daß ich die große Ermüdung und Abspannung, mit der ich nach allen Mühsalen und körperlichen Anstrengungen wie seelischen Aufregungen in Le Puy ankam, bald überwand und nicht merkte, daß alles das auf meine Gesundheit einen nachhaltig schlechten Einfluß übte.

Der ältere Teil der Stadt, der sich um eine große Kathedrale und eine große Anzahl daran anstoßender oder damit in Verbindung stehender bischöflicher und geistlicher Gebäude, Klöster, Schulen usw. gruppiert, liegt ziemlich eng zusammengedrängt an den Abhängen eines Hügels, dessen Gipfel, den rocher de Corneille, die Kolossalstatue der Mutter Maria, notre dame de France, krönt, aus Kanonenmetall gegossen, das bei Sebastopol erbeutet worden war. Dieses neueste Zeichen der

französischen Gloire war also weithin sichtbar, war auch ein Ziel vieler Spaziergänge; denn von oben hatte man einen herrlichen Rundblick weithin auf und in die Berge, einen Blick, der jederzeit wunderbar schön war, sowohl im Winter, wo alle Höhen von Schnee bedeckt waren, als nachher, wo überall das junge Grün hervorproß. Für eine kleine Vergütung konnte man auch im Innern der Figur bis in den Kopf hinaufsteigen und aus den Augen denselben Blick in die Weite noch schöner genießen. Die neuern Stadtteile dehnen sich im Tale am Fuße des Hügels weithin, die Straßen sind etwas breiter, doch nach Art der französischen Mittelstädte nicht sehr sauber. Einigermaßen schön konnte man, damals wenigstens, nur die große, mit einem herrlichen Monumentalbrunnen geschmückte Place du Breuil vor dem Palaste des Präfekten und den Platz vor dem Bahnhof nennen; das waren auch die beiden Plätze, auf denen sich die feine Welt aus den etwa zwanzigtausend Bewohnern der Stadt manchmal zu einer Art Corso zusammensand, dort stellte sich die garde nationale zu Appellen und Exerzitten auf usw.

In den nächsten Tagen nach unsrer Ankunft und in den folgenden Wochen des Dezembers kamen noch eine Anzahl verschiedner deutscher Offiziere zu den schon hier weilenden hinzu, sodaß es gegen Ende Dezember siebzig kriegsgefangne Offiziere in Le Buu gab; außer im Hotel du Nord wohnten etliche noch in einem andern Hotel, viele bezogen allmählich Privatwohnungen. Es waren so ziemlich alle Landschaften Deutschlands und alle Waffengattungen vertreten, und so hatte man im Verkehr untereinander, der sich von Anfang an sehr freundschaftlich gestaltete, Gelegenheit, mit den verschiedensten Menschen aus den verschiedensten Lebenskreisen zusammenzukommen und vielerlei Anschauungen kennen zu lernen. Großes Interesse hat es mir als Norddeutschen, der ich vor dem Feldzuge noch nie außerhalb meiner Heimatprovinz gelebt hatte, besonders gewährt, mit einer Anzahl bayrischer Offiziere, namentlich einigen echten Altbayern, zu verkehren und die Kriegserlebnisse und Weltanschauungen mit ihnen auszutauschen. Nicht nur der mir noch ganz fremde und doch gleich sehr sympathische altbayrische Dialekt, ihr herzliches „Grüß Gott,“ ihr lebhaftes „Dös wenn i gewußt hätt“ und manches andre ist mir in lebhaftester Erinnerung geblieben und klingt mir immer noch in den Ohren; auch ihre religiösen Empfindungen und ihre politischen Ansichten, ihren teilweise recht engen Partikularismus verbunden mit deutschem Patriotismus, ihre Verehrung für ihren jungen König und zugleich doch auch für den greisen König Wilhelm, in manchem lebhaften Gespräche kennen und würdigen zu lernen, ist mir sehr lehrreich und für die Erweiterung des eignen Gesichtskreises nützlich gewesen.

Auch eine große Anzahl Kapitäne und Steuermänner von deutschen Handelsschiffen, die die Franzosen gekapert hatten, waren als „Offiziere“ in Le Buu interniert und verkehrten also auch wohl mit uns: dieselbe Notlage führt eben die Leidensgefährten eng zusammen. Mit besonderm Interesse erinnere ich mich noch eines schon ziemlich bejahrten Kapitäns eines Bremer Vollschriffs, der mit seinem Steuermann eine Zeit lang an demselben Tische mit mir speiste, sodaß wir uns viel unterhielten, und ich gar oft der Erzählung von seinen mancherlei Erlebnissen in allen Weltteilen und auf allen Ozeanen lauschte.

Bis nach Weihnachten wohnte ich im Hotel du Nord. In mancher Beziehung gefiel mir das Leben dort, d. h. der Verkehr mit den verschiedenm Kameraden und die vielseitige Unterhaltung, recht gut; doch behagte mir je länger desto weniger der Umstand, daß ich nie für mich allein sein, still lesen oder schreiben oder sonstwie mich ernsthaft beschäftigen konnte. Und ich war doch bald auf den Gedanken gekommen, gleichsam aus der Not eine Tugend zu machen und die unfreiwillige Muße zum bessern Erlernen der französischen Sprache zu verwerten. Dazu bot das tägliche Leben, das eine eigentliche französische Unterhaltung doch nur wenig mit sich brachte, nicht viele Gelegenheit; so wollte ich durch Bücher und womöglich durch Privatunterricht gründlicher und mehr Französisch zu lernen suchen und wollte also „arbeiten.“ Deshalb wohnte ich von Weihnachten an in einer chambre garnie, d. h.

vier Wochen in einer, die mir aber auf die Dauer zu teuer war, dann noch in einer zweiten, billigeren. Nun konnte mein Leben auch insofern anders eingerichtet werden, als das Zimmer natürlich heizbar war und gleich, nachdem ich aufgestanden war, geheizt wurde, ich also früher aufstehn konnte. Freilich gerade in den ersten Tagen nach dieser Veränderung trat jene besonders heftige Kälte ein, und mein Zimmer hatte selbstverständlich keinen Ofen, sondern nur einen Kamin. Da konnte ich denn wohl am brennenden Feuer sitzen, habe aber die Unannehmlichkeiten dieser Art zu heizen gleich ordentlich kennen gelernt: an der Seite, die ich dem Feuer zuehrte und möglichst näherte, war ich in Gefahr zu braten oder anzubrennen, während die andre Seite beinahe erfror. Später freilich, als das Thermometer „um Null herum“ stand, lernte ich auch die Behaglichkeit des Sitzens vor einem solchen Kamin wohl kennen und würdigen, freue mich aber noch jetzt in jedem Winter wieder, daß wir hierzulande ordentliche Öfen haben.

Um französischen Unterricht zu bekommen, wandte ich mich an den proviseur des collèges in Le Puy, und dieser wies mich einem seiner Kollegen zu, dem professeur des langues vivantes. Dieser Herr war freilich Elsassler und hatte insofern, wie ich gleich merkte und hörte, keine besonders gute Aussprache, trotzdem erschien er wie dem proviseur auch mir deshalb wohl geeignet für meine Zwecke, weil er natürlich auch geläufig Deutsch sprach, sodaß wir uns auf alle Fälle leicht und sicher verständigen konnten. So wurde ich denn wieder „Schüler,“ ging wöchentlich an zwei Nachmittagen zu ihm, und wir verbrachten eine Stunde mit Übersetzen, Sprechen und grammatischen Erörterungen; auch schriftliche Übersetzungen ins Französische arbeitete ich und hatte somit Gelegenheit und Veranlassung, meine grammatischen und lexikalischen Kenntnisse aufzufrischen, zu erweitern und zu vertiefen und mich zugleich im „Parlteren“ zu üben. An Unterhaltungstoff fehlte es uns auch nicht. Mein Professor war zwar durchaus französisch und republikanisch gesinnt, interessierte sich aber daneben auch für manches Deutsche, namentlich für unsre Klassiker; dazu erzählten wir uns von unsern Heimatländern, und einen ganz uner schöpflischen Stoff boten ja die Tagesereignisse, die Kriegsnachrichten usw. Wie konnte er lebhaft, ja hitzig werden, wenn auf Napoleon die Rede kam, den er nie anders nannte als ce Badinguet, oder auf Bazaine, den auch er für einen traître hielt. Wenn nun bei solchen Gesprächen natürlich oft ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Ansichten zutage traten und unsre Debatten zuweilen sehr eifrig wurden, so vertrugen wir uns doch immer sehr gut, die Stunden vergingen sehr angenehm und sind mir eine liebe Erinnerung, und ich gedenke des alten Professors, mit dem ich auch später noch einige Briefe gewechselt und die Photographie ausgetauscht habe, immer mit vieler Dankbarkeit.

So hatte ich nun, was mir zusagte, ernstere geistige Arbeit, so viel ich wollte; nun konnte ich auch französische Bücher, die ich mir teils kaufte, meistens aber von meinem Lehrer oder meinen Hauswirten lieh, bald mit größerer Gewandtheit und sicherem Verständnis lesen. Hierdurch bekam mein Leben auch mehr Inhalt, während es sonst natürlich höchst gleichmäßig, ja sehr eintönig verlief oder vielmehr dahinschlief. Dazu trug die Stimmung, in der man als Kriegsgefangener lebte, auch ihr Teil bei. Wohl war der Verkehr unter uns Deutschen kameradschaftlich zwanglos, und nur selten wurde das freundschaftliche Einvernehmen gestört — ich entfinne mich nur eines Streites, den ein Berliner Herr durch einige von uns übrigen Preußen sofort entschieden mißbilligte Bemerkungen über und gegen die Bayern verschuldet hatte —; wohl bewährte sich bei uns wieder die Richtigkeit des alten Sages: „Leidenden ist es ein Trost, Genossen zu haben im Unglück,“ aber zufrieden und wohl konnte sich doch niemand fühlen, und hat sich sicherlich niemand gefühlt. Wenn man auch Gott dankte, daß man gesund und am Leben war, so erwachten doch an jedem neuen Morgen auch von neuem der Schmerz und der Verdruß, daß man Gefangener war. Tagtäglich lasen wir von dem Kriege und den Kämpfen, wir erfuhren von den Siegen der Unfern, an denen wir nun nicht, wie früher, teilnehmen

konnten, wir erfuhren von schmerzlichen Verlusten, von dem ehrenvollen Tode einzelner Freunde und guter Bekannter — und wir lebten „weit vom Schuß,“ in Ruhe und Sicherheit: das ist wahrlich kein angenehmes Gefühl, das drückt nieder und schmerzt tief!

Gleich bei meiner Ankunft in Le Buy konnte ich die französischen Berichte über die Schlacht bei Beaune La Rolande lesen und fand in einer offiziellen Depesche auch den mich mit berührenden Satz, daß die Feinde auf ihrem linken Flügel zurückgewichen seien und ont laissé prisonniers et un canon. Danach folgten nun allmählich die Nachrichten von den Siegen der Unfern, von der Wiedereinnahme von Orleans, dem weitem Vordringen der Deutschen nach Blois, Tours, Vendôme, Le Mans usw., dazu von den Kämpfen im Norden und um Paris; nun gar Ende Januar von der Kaiserproklamation in Versailles und der Kapitulation von Paris: und das alles, während wir untätig und sicher im Süden unsre Tage verbrachten. Die französischen Zeitungen brachten natürlich an erster Stelle die offiziellen Depeschen des gouvernement de la défense nationale, die bekanntlich niemals gleich die Niederlagen und Verluste der französischen Heere wahrheitsgemäß kundgaben, sondern immer erst vertuschten und verschwiegen und nur allmählich, gleichsam tropfenweise, die Wahrheit sagten. So gewöhnten wir uns sehr bald daran, diesen Nachrichten nie vollen Glauben zu schenken, sondern womöglich zwischen den Zeilen zu lesen oder auf die allmählich erfolgende Korrektur des anfänglich Gemeldeten zu hoffen und zu warten. Und das ermöglichte und erleichterte uns auch noch der Umstand, daß nicht nur Genfer Zeitungen, sondern auch größere Blätter aus Lyon, Marseille und Bordeaux, die man täglich kaufen konnte, nach allen möglichen französischen Berichten von den vielen verschiedenen Kämpfen, von der Not des eroberten Landes, von der Grausamkeit des barbarischen Feindes, schließlich auch auf der letzten Seite von der Grausamkeit des barbarischen Feindes, schließlich auch auf der letzten Seite unter dépêches allemandes oder prussiennes die offiziellen Telegramme unsers Königs und des Hauptquartiers aus belgischen oder schweizerischen Blättern brachten. Gelegentlich bemerkte die Redaktion wohl, sie bringe diese Depeschen nur, um zu zeigen, wie „unwahr“ der Feind sei: wir Gefangnen wußten aber, daß diese Depeschen ganz zuverlässig und sicher seien, und erfuhren somit, wenn auch spät und nur in den Hauptsachen, doch immer die Wahrheit.

Durch die mancherlei Zeitungen, die wir also täglich lesen konnten, standen wir mit der Außenwelt immerfort in Zusammenhang und waren so ziemlich auf dem Laufenden. Außer dem unmittelbaren und persönlichen Interesse, das wir alle als Teilnehmer allen Nachrichten über den Krieg, allen Einzelheiten aus ihm entgegenbrachten, und mit dem wir auch die unwahrsten Schilderungen von der Grausamkeit und Härte der Unfern, von dem Rauben und Stehlen der germanischen Horden und andres lasen, beschäftigte und fesselte uns auch viel die Beobachtung, was doch alles an Entstellung und grober Unwahrheit dem französischen Volke von seinen augenblicklichen Machthabern und Regenten, sowie auch von seiner Presse geboten wurde. Nur mit Verwunderung und Kopfschütteln konnte man vieles lesen, und dieselbe Verwunderung hat mich auch später immer wieder erfüllt, wenn ich einmal in meinen Aufzeichnungen aus diesen Zeiten blätterte oder in einzelnen der französischen Zeitungen las, die ich mir aufgehoben habe. Freilich davon, was in einer französischen Republik dem Volke vom Gouvernement zugemutet werden kann, bekamen wir einen noch viel deutlicheren und stärkeren Beweis im Februar, als die Wahlen zur assemblée nationale erfolgen sollten, und Gambetta sich nun erkühnte, durch einen Erlaß eine ganze Menge angesehenen Männer, kurz gesagt alle die Leute, die unter Napoleon dem Dritten irgend ein Amt bekleidet hatten, vom Wahlrecht auszuschließen. Bekanntlich protestierte Graf Bismarck auf das allerenergischste gegen diesen Erlaß und erzwang seine Zurücknahme: es ist mir aber ganz unzweifelhaft, daß sich ohne diesen Protest Bismarcks die Franzosen selbst eine solche Vergewaltigung hätten gefallen lassen. Wiederholt habe ich inmitten größerer Menschenknäuel vor den großen Plakaten gestanden, die den Erlaß verkündeten; da

habe ich wohl halblaute Worte des Ingrimms gehört, habe gesehen, wie dieser ohne jener davon betroffene alte Mann die Faust ballte, aber von irgend einem energischen Protest dagegen oder einem ernstlichen Versuch, seine Aufhebung zu bewirken, las und erfuhr man gar nichts. Auch damals ließ man sich, wie sonst ja so oft, von einem energischen und rücksichtslosen Mann einfach vergewaltigen.

Unser Briefverkehr mit der Heimat war angeblich gut geregelt und geordnet. Wir waren angewiesen, unsre Briefe offen in einen bestimmten Briefkasten im Hotel de Ville zu stecken, und es war uns geraten, möglichst in französischer Sprache zu korrespondieren, damit die Briefe rascher gelesen und expediert werden könnten. Aber mit der Schnelligkeit des Expedierens war es im allgemeinen sehr schlecht bestellt, jedenfalls wurden die Briefe höchst unregelmäßig befördert. Mein erster Brief an meine Eltern vom fünften Dezember, worin ich um schnelligste Anweisung von Geld bat, war zwar schon am elften Dezember in ihren Händen, sodaß ich am neunzehnten Dezember im Besitz des Geldes war, das durch einen deutschen Bankier und durch Vermittlung eines Genfer Bankhauses auf ein Bankgeschäft in Le Puy angewiesen war. Dagegen kam mein erster Brief an meine Braut erst Weihnachten an: die Briefe wurden auf einem Militärbureau gelesen — auf einzelnen steht vu à la subdivision, auf andern vu à la gendarmerie —, und da hat man offenbar die Bitte um Geld für viel eiliger gehalten als den Brief an die Braut. Die weitem Briefe bis Anfang Januar 1871 haben in der Regel acht Tage Zeit gebraucht, an ihre Adresse zu gelangen; dann wurde bestimmt, sie sollten zunächst nach Bordeaux gesandt werden, und dort haben sie in der Regel wochenlang gelegen, ehe sie, mit dem Stempel Ministère des Finances oder Direction générale des Postes versehen, weiter geschickt wurden. So haben die Meinen, obwohl ich regelmäßig jede Woche schrieb, von Anfang Januar an lange Zeit überhaupt keine Nachricht von mir erhalten, und mehrere meiner Briefe sind erst im März oder April, als ich längst aus der Gefangenschaft entlassen war und wieder bei meinem Regimente stand, in Deutschland den Meinen übergeben worden. Umgekehrt war es natürlich ebenso, ich blieb auch lange Zeiten ohne jede Nachricht, und verschiedene aus der Heimat an mich gerichtete Briefe sind ganz verloren gegangen.

Eine damit in Zusammenhang stehende Episode mag hier noch erwähnt werden. Am 4. Februar ließ mich plötzlich der Bankier, durch dessen Vermittlung ich mein Geld bekommen hatte, zu sich bitten und zeigte mir einen Brief meines Vaters vom 27. Januar, worin dieser den Herrn, dessen Namen er aus der Quittung kennen gelernt hatte, um eine Mitteilung bat, wie ich mich befände, ob ich noch in Le Puy sei usw.; fast vier Wochen hatten meine Eltern keine Zeile von mir gesehen. Der alte, freundliche Herr begann mir ernste Vorstellungen zu machen, daß ich ein so schlechter Sohn sei, meine armen Eltern so lange Zeit in Sorge und Unruhe um mich sitzen zu lassen; doch schenkte er bald meiner Versicherung Glauben, daß ich regelmäßig jede Woche geschrieben und keine Schuld hätte, wenn meine Briefe nicht zu den Meinen gekommen seien. Er ließ mich auf seinem Zimmer einen Brief schreiben, den er sofort zu befördern versprach, und der auch von einigen Zeilen seiner Hand begleitet so rasch, wie es bei den damaligen Zeitläuften überhaupt möglich war, in die Hände meiner Eltern gelangte.

War dies ein Beweis besondrer Liebenswürdigkeit von einem der Franzosen, so muß ich auch im übrigen der Bevölkerung, unter der wir zu leben hatten, das Zeugnis geben, daß ihr Verhalten uns gegenüber nur wenig Anlaß zu Klagen gab. Wir hatten es in dieser Hinsicht viel besser als andre gefangne deutsche Offiziere, die nach Montpellier gebracht und dort in der Zitadelle interniert wurden, nicht um bewacht und am Entweichen verhindert, sondern um vor Insulten durch die aufgeregte Bevölkerung gesichert zu werden, und die sich kaum auf der Straße haben sehen lassen können, ohne größtlichst beschimpft, ja tödtlich angegriffen zu werden. Die Bewohner von Le Puy und der Umgegend sind im ganzen ruhige und gutmütige Menschen; so waren nicht nur alle, die von uns Deutschen verdienen konnten, Schneider und

Schuster, Kaufleute und Händler, Hotelwirt und Restaurateure, zuvorkommend und höflich, sondern auch die übrigen Leute ließen sich selten zu Ungehörigkeiten hinreißen. Wir konnten doch im allgemeinen ganz ruhig und unbehelligt unsrer Wege gehn, bei Tage wie am Abend, konnten im Restaurant speisen, im Café Billard- oder Kartenspiel treiben und Zeitungen lesen, ohne darin gestört zu werden. Nur Menschen der niedersten Klasse machten sich wohl, namentlich Abends, wenn man ihnen begegnete, auf uns aufmerksam; da hörte man Äußerungen wie *voilà des Prussiens*, ein zweiter rief etwa *ces cochons* oder *ces bêtes*; *il faut les pendre*, *il faut les tuer* meinte etwa ein dritter, machte auch wohl eine bezeichnende Geste an seinem Halse — doch übersehen wir das natürlich, und so blieben die freundlichen Menschen bei ihren guten Wünschen und beruhigten sich. Auch kam es Abends, wenn man zum Diner ging oder von dort heimkehrte, wohl vor, daß ein Franzose einem mit solchen Äußerungen folgte und, wenn man dann rascher ging, sich das kindliche Vergnügen nicht versagte, ebenfalls rascher zu folgen; aber mehr und schlimmeres tat er uns nicht. Ein Kamerad freilich, der infolge der extragnen Strapazen und erlittenen Mißhandlungen sehr nervös war, kam manchmal Abends zum Diner ganz außer Atem, weil ihm einige Rowdies gefolgt waren, sodaß er beinahe geprügelt worden wäre; aber das geschah immer nur „beinahe,“ in Wirklichkeit waren ihm nie Tätlichkeiten widerfahren. Überhaupt kam es, so weit ich mich erinnern kann, nur ein einziges mal vor, daß ein Steuermann Abends mit einigen Franzosen in einen Streit geriet, der in eine Schlägerei ausartete und ihm eine gehörige Menge Schläge einbrachte; wer die Veranlassung dazu gegeben hatte, konnte nicht festgestellt werden, aber es war sicher, daß unser Steuermann nicht ganz nüchtern gewesen war.

Auch über die französischen Behörden und Offiziere durften wir im allgemeinen nicht klagen. Namentlich war der Kapitän der Gendarmerie, der uns zu überwachen hatte, in jeder Hinsicht höflich und artig. Nur einmal waren wir nicht ganz mit ihm einverstanden, als er uns an einem Wochentage zu einem besondern Appell zusammenberief. Einer der jüngsten Gefangnen hatte gegen die getroffene Anordnung einen Brief nach Deutschland geschlossen in einen öffentlichen Briefkasten gesteckt. Das war höchst töricht, denn es mußte ja entdeckt werden, es war auch gewiß nicht in der Ordnung, doch vermochten wir andern alle die Sache nicht so schlimm aufzufassen, wie unser Kapitän, der jedenfalls sehr entrüstet tat und uns eine längere Strafrede hielt, sich dann aber durch eine angemessene Entschuldigung des Offiziers auch leicht wieder beruhigen ließ. Bald nachher erregte ein andrer Vorgang größere und nachhaltigere Mißstimmung unter uns Gefangnen. Einige Kameraden hatten eines Abends, ich weiß nicht mehr, aus welcher Veranlassung, länger und mehr, als üblich und nötig war, zusammen gezechet und schließlich sogar noch gesungen. Darüber hatten sich einige Citoyens beklagt, und so berief uns in Abwesenheit des Kapitäns dessen nächster Vorgesetzter, der *commandant de la gendarmerie*, zu einem besondern Appell und hielt uns eine sehr heftige Rede über das Ungeziemende eines solchen Benehmens, wo der grausame Krieg noch wüthete, Frankreich in Trauer sei usw. Dabei bediente er sich so starker und grober Ausdrücke, daß wir alle, wenngleich viele von uns ihm sachlich Recht gaben, sehr entrüstet waren und sofort einige aus unsrer Mitte beauftragten, in einer Eingabe an den Divisionsgeneral in St. Etienne Beschwerde über den Kommandanten zu erheben. Das ist denn auch geschehen, und dieser Kommandant hat sich seitdem nie wieder um uns gekümmert; im übrigen hat die höhere Instanz auf unsre Beschwerdeschrift gar nicht geantwortet.

Wie uns sämtlich jede Woche die Appelle zusammenführten, so vereinigten uns auch freudige und traurige Veranlassungen mehrfach. Der heilige Weihnachtsabend wurde in verschiednen Gruppen gemeinsam verlebt und gefeiert. Uns Gästen des Hotel du Nord war es gelungen, einen schönen, großen Tannenbaum zu kaufen, und nun beschäftigten wir uns, wie wir es von der Heimat her gewohnt waren, eifrig damit, aus buntem Papier Ketten, Blumen, Fähnchen, Sterne und dergleichen

zu verfertigen, Nüsse zu vergolden, Zuckersachen und Lichte zu beschaffen und zurecht zu machen. Am Abend vereinigte der schön geschmückte und im hellen Lichterglanze strahlende Baum vierunddreißig Deutsche um sich; wir erfreuten uns an seinem Anblick, und natürlich erschienen dabei auch die Familie des Wirts und das Personal. Dann wurden kleine Geschenke verlost, Bowle getrunken, deutsche Weihnachtslieder gesungen, und auf diese Weise verstrich der Abend in traulichem Verein. Doch weckte der Weihnachtsbaum natürlich auch ganz besonders stark die schmerzlichen und wehmütigen Gedanken an die Heimat, die Eltern und Geschwister, die Braut oder die Gattin und Kinder, an die Kameraden im Felde. Wohl dankte jeder Gott, diesen Abend zu verleben und zu feiern, aber viel lieber wäre doch jeder von uns bei seinem Truppenteile gewesen und hätte auf einer Feldwache oder in einem kalten Bivak Weihnachten verbracht. In ähnlicher Weise wurde der Silvesterabend in kleinen oder größern Kreisen gefeiert, doch fehlte hier mit dem schönen Baume auch der äußere Anreiz zur Freude, und so war wohl in allen Gruppen die Stimmung sehr gedrückt, der Rückblick auf das verfllossene Jahr trübe, der Ausblick in die Zukunft fast hoffnungslos.

Zweimal hatten wir auch die traurige Pflicht, einen unsrer Schicksalsgenossen zu Grabe zu geleiten. Im Januar starb ein Schiffskapitän, an dessen Beerdigung wir natürlich sämtlich teilnahmen, auch die, die den Entschlafnen gar nicht gekannt hatten; ein bayrischer Offizier hielt am Grabe eine Ansprache. Als bald nachher ein gefangener Dragonerleutnant einem schweren Typhusanfall erlag, wurde von uns dafür gesorgt, daß seine Bestattung mit den nach französischem Brauch für einen Leutnant üblichen militärischen Ehren erfolgte (in Le Puy lag das Depotbataillon eines Infanterieregiments), und auf gemeinsame Kosten ließen wir den protestantischen Geistlichen aus St. Etienne kommen, der am Grabe die Leichenrede hielt und die in der reformierten Kirche gebräuchlichen Ritualien verrichtete. Zur Charakterisierung der Bewohner von Le Puy will ich hinzufügen, daß sich natürlich eine große Menschenmenge den Leichenzug anschaute und der Bestattung beiwohnte, daß sie sich dabei aber immer höchst angemessen und würdig benahmten und weder gegen uns Preussens noch gegen den ihnen unbekanntem und unsympathischen reformierten Ritus irgendwie demonstrierten. Und man muß doch bedenken, daß die streng katholischen Bewohner des Innern Frankreichs uns Protestanten kaum noch für Christen halten; mir wenigstens sagte einstmals eine Bürgerfrau in Le Puy, mit der ich mich aus Anlaß der Statue der Notre dame de France über die Verehrung der Mutter Maria unterhielt, auf meine Äußerung, daß wir die Maria wohl ehrten als die Mutter Jesu, aber nicht zu ihr beteten, kurz und bestimmt: *Alors vous n'êtes pas chrétiens!*

Am 29. Januar begegneten einige von uns dem erwähnten Kapitän der Gendarmerie, der sich beeilte, uns zu erzählen, daß die amtliche Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes eingetroffen sei. Da erwachte natürlich in uns allen die Hoffnung, daß nun unsre Gefangenschaft bald ein Ende haben werde. Nach wenig Tagen brachten die Zeitungen die Bedingungen des Waffenstillstandes, zu denen ja auch die Auswechslung der gefangenen deutschen Offiziere und Soldaten gegen ebensoviele Franzosen gehörte. Aber unsre Hoffnung ging nicht so bald in Erfüllung, unsre Geduld wurde noch auf eine sehr lange und harte Probe gestellt, von Tag zu Tag wurde der Befehl erwartet, daß wir abreisen und der deutschen Behörde übergeben werden sollten, doch er kam nicht. Ja, als am 19. Februar der Befehl eintraf, daß die Kapitäne und Steuerleute abreisen sollten, fühlten wir Offiziere uns sehr enttäuscht und niedergeschlagen, und es verbreitete sich auch das Gerücht, auf Gambettas Befehl sollten wir nach Korsika oder gar nach Algier geschafft werden, um als Pfand zu dienen. Dazu kam es nun freilich nicht, aber warten mußten wir noch weiter. Etwas erleichtert wurde das allerdings durch das prächtige Frühlingswetter, das uns oft hinauslockte in die schöne und an interessanten und lieblichen Punkten reiche Umgegend, hinauf auf den steilen Rocher de St. Michel

mit seiner kleinen Kirche oder weiter zu den sehenswerten Steinbrüchen, les orgues d'Espaly, und den Ruinen des château de Polignac. Viel Interesse gewährte es, das Leben der einfachen Landleute zu beobachten, den fleißig Spitzen klöppelnden Frauen und Mädchen zuzuschauen und mit den harmlosen Menschen Gespräche anzuknüpfen. Mit einigen bayrischen Kameraden ging ich auch ein paarmal zu einem Dorfe etwa zwei Stunden von Le Puy, wo sich ein Bayer vor Jahren niedergelassen und eine Brauerei errichtet hatte. Er war französischer Bürger geworden, hatte eine Französin geheiratet, und seine Söhne dienten jetzt im französischen Heere; aber es freute ihn sehr, nach langer Zeit einmal wieder heimische Laute zu hören und sich nach diesen und jenen Dingen in der Heimat erkundigen zu können; und wir hatten unter anderm auch das Vergnügen, „bayrisches“ Bier zu trinken, wenn es auch in Frankreich gebraut war.

Endlich am 28. Februar traf der so lange vergeblich ersehnte Befehl für unsre Abreise ein, zu der die Vorbereitungen von uns allen ja längst getroffen waren. Am Mittag des 1. März reisten wir ab: sämtlich in unsern Uniformen, so wenig schön diese großenteils auch aussehen mochten, sammelten wir uns, jetzt von neugierigen, aber nicht mehr feindseligen Menschen in großen Scharen begleitet. Ein so buntes Bild hat Le Puy wohl kaum je gesehen, denn es waren ja die meisten Truppengattungen der deutschen Heere durch einzelne Offiziere vertreten, die nun von der Bevölkerung angefaunt wurden. Es waren natürlich im Laufe der Zeit auch manche Bekanntschaften entstanden, und die Freundlichkeit und Höflichkeit der Franzosen zeigte sich jetzt beim Abschiednehmen in vollem Maße. So schieden wir, wieder unter der Eskorte unsers Gendarmereikapitäns und einiger gens'darmes, mit den freundlichsten Eindrücken von Le Puy, das so lange unser Aufenthalt hatte sein müssen. Mit großem Jubel begrüßten wir alle am 2. März Mittags in Vasserté die ersten preussischen Soldaten, mit noch größerer Freude kamen wir in Orleans an, wo uns der Bahnhofskommandant von dem Gendarmereikapitän übernahm und zu unsern Truppenteilen dirigierte. Da mein Regiment bei Tours lag, wohin erst am andern Morgen ein Zug abging, bekam ich ein Quartierbillet, damit ich für die Nacht zunächst in Orleans bliebe. So zog ich, allerdings nicht in einem geschlossenen Zuge, wieder in diese Stadt ein und durchwanderte nun noch einmal die Straßen, an die sich die so schrecklichen Erinnerungen für mich knüpften. Jetzt wogte keine aufgeregte Volksmenge in ihnen, kein Mensch höhnte oder verspottete uns, friedlich gingen die Bewohner ihrem Geschäfte nach und hatten sich an die Herrschaft der Preussens schon ganz gut gewöhnt. Am andern Morgen ging dann die Fahrt bis in die Nähe von Tours, wo ich mein Regiment und mein Bataillon fand und nach der langen Trennung wieder eingestellt wurde.

Nur wenige der Kameraden, mit denen ich einst in Le Puy zusammenlebte und freundlich verkehrte, habe ich seitdem wieder gesehen. Gewiß denkt jeder von ihnen mit denselben Gefühlen an diese Zeit zurück, wie ich, nicht mit Sehnsucht, aber doch mit Befriedigung darüber, daß sie verhältnismäßig gut für uns verlief. So bewährt sich sicher auch an uns allen das alte Wort, das Aeneas bei Virgil zu seinen Gefährten spricht: „Vielleicht wird einst die Erinnerung daran euch erfreuen.“

